

(Nachdruck verboten.)

## Die Erzählung des Ingenieurs.

1) Von Otto Rung.

Wir älteren Ingenieure, die wir eine Reihe von Jahren in Lane Brös' Fabrik für elektrische Motoren gearbeitet haben, erinnern uns recht wohl des Vormittags, da Majorj und Sarah Lane zum erstenmal unsere Maschinen in Betrieb sahen. Während sie an der Hand des chinesischen Dieners die Dynamohalle betraten, waren sie kaum voneinander zu unterscheiden; der Altersunterschied von drei Jahren war damals nicht zu merken. Sie trugen das schwarze Lockenhaar in einen von zahlreichen Silberpfeilen durchbohrten hohen Knoten aufgewunden, und ein silbergestickter japanischer Kimono hing ihnen lose um den kleinen, sehr zarten Körper. Es war ihm Jahre 1894, in jenem Sommer, da sie mit ihrer Mutter aus Shanghai gekommen waren; Sarah war damals acht, Majorj elf Jahre alt.

Sie traten auf die Galerie hinaus, die in der Höhe von drei Stockwerken an den Wänden des mächtigen Raumes entlangläuft; als sie aber die ungeheuren schwarzen Maschinen der Dynamos und die drohenden Türme der Dampfmaschinen vor sich sahen und das fürchterliche Gewitterrollen, der in diesen titanischen Eisenräumen rasende dumpfe Donner, den wir andern kaum mehr hören, an ihr Ohr dröhnte, da wandten sie sich gleichzeitig mit einem gellenden Schrei um und verbargen ihre Gesichter in den blauen Drillhosen des ganz apathisch dastehenden Chinesen.

Ihr Vater, der nach dem Tode seines älteren Bruders als administrativer Direktor in die Firma eingetreten war, kam auf ihr Geschrei herbei, zog sie an sich und hob jede von ihnen auf einen Arm, indem er sie die Füße auf das Geländer der Galerie stützen ließ. Er lachte sie aus.

„Seid ihr meine Mädchen?“ sagte er, „und fürchtet euch vor euren erwachsenen Brüdern, die die ganze Fabrik für mich drehen! Seht nur, wie lustig und artig und gehoramt sie sind. Seht doch, Majorj und Sarah, wie sie sich auf ein Signal von mir niederlegen und augenblicklich schweigen.“ Dabei nickte er mir, der ich beim Kontrolltische stand, zu, und langsam sank der Lärm; eine um die andere legten die Maschinen sich zur Ruhe. Das ferne Rauschen der Turbinen im Flussbette draußen schwieg, die Zylinder der Dampfmaschinen gaben seufzend ihren letzten Dampf von sich, die Stempel standen stille, die Dynamos knurrten noch unwillig wie trockne Hunde, aber auch sie mußten sich legen, langsam und demütig; gradweise senkte sich eine sonderbare Mattigkeit über die große, dampferfüllte und ozonriechende Halle. Und langsam begann ein feiner Tau zu fallen. Die Maschinen standen.

„Sarah, Majorj!“ rief Direktor Lane. „Seht, wie sie mir gehorchen, wenn ich das Signal gebe. Ich habe sie unter Kontrolle, sie tun Euch nichts zuleide. Sie sind Eure großen Brüder, die für mich und für Euch arbeiten; fürchtet Euch nicht! Seht doch, sind sie nicht schön und gutmütig?“

Und die kleinen Mädchen schwiegen; sie standen, an des Vaters Schulter gelehnt, auf dem Eisengeländer und blickten, die kleinen feinen Augenbrauen energisch zusammenziehend, mit großer Aufmerksamkeit hinab auf die zehn großen Dynamos des Saales, die, unterdessen wiederum freigelassen, ihre ungeheuren drahtumspinnenden Magnete schwingen und ihre Tausende von gekneteten, an ihr Zementlager gefesselten Pferdekräfte entwickelten. Es klang wie ein Bienenschwarm, der auffliegt, wie ein Violoncellton, der durch die Tonreihe emporsummt und sich festigt in einem ruhig verhallenden Rauschen wie von ungeheuren Wassermassen, die über ein Klippenriff stürzen.

Oben in den Werkstätten aber schauten die Arbeiter verwundert auf die Motore, die stillstanden, auf die Treibriemen, die ihren Lauf eingestellt hatten, auf die schwere Transmissionsachse, die plötzlich nicht mehr rotierte. Keuchend blieben die kurzatmigen Maschinenhobel in den gewundenen Stahlbänen stecken, die Metallsägen stockten in ihrem ohrenbetäubenden Gelächter, und in den Schmieden ward das Prasseln der plötzlich anwachsenden Flammen hörbar, wäh-

rend die Dampfhammer mit einem toten Schläge innehielten. Tausende von Franken kosteten Sarahs und Majorjs Tränen der Aktiengesellschaft, deren einziger Aktionär allerdings Charles S. Lane war.

Ich erinnere mich nicht, die beiden Schwestern in den folgenden Jahren je getrennt gesehen zu haben: man sah sie — stets umschlungen, den Arm um Hals und Hüfte der anderen gelegt, oder wenigstens mit den Schultern einander berührend — mit lang vorgestrecktem Hals und gespanntem Rist in dem Parke, der des Vaters Villa umgab, spazieren oder die geschlängelte Landstraße hinabschreiten, die längs der rauschenden Limmat auf dreimeilenlangem Wege nach Zürich führt.

Nein, ich erinnere mich nicht, sie je getrennt gesehen zu haben, und wenn ich hie und da bei ihren Eltern zu Gaste war, sahen sie bei Tisch, zum Verwechseln ähnlich mit ihren unbeweglich geradeaus gewandten Gesichtern und mit dem in einer ägyptischen Mähne über die damals modernen hochschottischen Kleidern fallenden Haare. Es bestand offenbar eine eigentümliche Verbindung zwischen ihnen, eine Art seelischen Zwillingverhältnisses, das die drei Jahre Altersunterschied nicht beeinträchtigte. Es schien sogar, als hemme die jüngere die ältere in ihrem Wachstum. Sie verkehrten miteinander in einem für uns unverständlichen Jargon, durch ein Blinzeln, ein schwaches Zucken um die nervösen schmalen Lippen. Es ging ein beständiger Nervenstrom durch ihre Hände, die einander häufig suchten. Wir sahen sie niemals spielen, sie suchten keine Kameraden, wiewohl es in der Gegend viele gleichgestellte, reiche Familien gab. Ich denke, daß der Osten und die weite Reise sie ursprünglich vereinigt hatte — zugleich aber auch ein früh erwachtes Bewußtsein des vorteilhaften Eindrucks, den sie zusammen machten. Ich konnte verfolgen, wie sie gewisse Tempel, gewisse Taktformen für ihren Gang suchten, gewisse abgestimmte Stellungen, die, wie sie unter einem blaugestreiften indischen Mantel, der über wie sie unter einem blaugestreiften indischen Mantel, der über beider Schultern geworfen war, mit spanischen Röhrchen in der behandschulten freien Hand, ihren Vater begleiten, wenn er mit der unvermeidlichen Schappseife unter dem struppigen Schnurrbart in Panamahut und Smoking seinen Abendspaziergang machte oder sie auf leichten Bergtouren in das nahe gelegene Hochland mitnahm. Er selbst, noch schlank und körperlich ausdauernd, war zu jener Zeit Vorsitzender einer Sektion des Alpenklubs und ein eifriger Bergsteiger.

Seine Gattin zeigte sich täglich um drei Uhr, wenn die Fabriksseife nach der Mittagsruhe zur Arbeit rief, in Blauds eingepackt, hoch thronend in einer rotträderigen Rickshaw, als Pferd den gelben Diener, der sie über die Promenade nach dem Palmengarten der Badeanstalt zog.

Späterhin im Laufe der Jahre brachten Majorj und Sarah Lane den größten Teil ihrer Zeit bei uns drüben in der Fabrik zu, ohne Aussicht, da der chinesische Diener wohl wichtigeres zu tun hatte. Wir sahen sie, wenn wir von unseren Kontoren in die Zentrale hinübergingen, hoch oben auf der schwebenden Laufbrücke hängen, mit langen, unter den schottischen Röcken frei baumelnden Beinen, stundenlang ohne zu sprechen oder sich nur zu rühren, behext von dem ewigen Sausen der Maschinen, dem rhythmisch trägen Wiegen der Stempel. Und plötzlich sahen wir sie auf den Eisengittern der Wendeltreppe herabgleiten und, halb betäubt von Schwindel, rüdlings in einem großen Kohlenhaufen landen. Ich unternahm manche Reise mit ihnen auf dem schweren Laufkran, dessen grauer Eisenleib in der ganzen Breite der gigantischen Montagehalle hoch unter dem Glasdach auf Stahlschienen dahinläuft. Sie sahen in dem mit Kohlenstaub angefüllten Krangehäuse, bei jedem meiner Kniee eine, und ich suchte ihnen die Diagonalebewegung des Krans zu erklären: vorwärts und zur Seite, so daß wir jeden Punkt im Saale decken konnten. Und sie folgten stumm mit blinzeln und prüfenden Augen dem Eisenhaken des Krans, wie er die aufgestellten Maschinenteile betastete und packte und hob und versetzte, bald ein Zwei-Tonnen-Schwungrad, bald einen fertiggewickelten Dynamoanker von dem Durchmesser einer Toreinfahrt.

Ich habe kein Verständnis für Kinder und ihre Gedanken

und Phantasten, aber ich hatte Grund, anzunehmen, daß sie untereinander sich Vorstellungen, ja sogar merkwürdige Sagen von diesen Maschinen bildeten, und jedenfalls weiß ich, daß sie für jede einzelne von ihnen ihre besonderen Namen hatten.

Da war vor allem die große Zentralthalle mit ihren zehn Dynamos. Sie war wie eine ruhig schaukelnde See, die ihre Sturmkräfte streng gefesselt hielt — eine durch die mahelnden Turbinen bewerkstelligte Stromverpflanzung der ruhigfließenden Rinnat. Sie und da aber hatten sie bemerkt, wie in diese ruhige Bewegung ein Teufel fuhr, gleichsam ein Kräfteanprall an verborgenen Stahlriffen. Es kam aus der Mitte des Saales, wo ein zweitausend Pferdekkräfte starker Maschinenkoloss von veraltetem Modell unter einer Ankerbrücke von doppelter Manneshöhe seine schwarzen Speichen schwang. Sein Brüllen übertönte das aller anderen und verursachte uns Qualen; er war wie der Großvater der übrigen, ein zorniger Poltergeist, der der Zeit zu folgen nicht imstande war, stets seine eigenen Wege ging und gegen die wahnsinnige Gast der Jetztzeit wütete.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

### Wunderkind.

Novellette von Max Treu.

„Karl! Komm mal sofort herauf!“  
„Gleich, Onkel!“

Aus dem lärmenden Kinderdickicht auf dem Kleinen, von hohen Häusermauern umschlossenen Hofe löste sich ein etwa achtjähriger Knabe und eilte in das Haus. Mit großen Schritten sprang er vier Treppen in die Höhe, riß dann atemlos eine Tür auf, stürzte in das Zimmer und rief:

„Da bin ich, Onkel! Was soll ich denn?“

Dann aber erschraf er fast. Der Onkel, ein alter, hagerer Mann von etwa fünfzig Jahren, war nicht allein. Im Zimmer befand sich ein Gast, ein elegant gekleideter älterer Herr mit bleichen, müden Gesichtszügen. Bräufend ließ dieser seine Augen über den eben eingetretenen Kleinen Bildling gleiten, dessen blühend-schönes, kluges Gesicht bei dem so unerwarteten Anblicke des Fremden noch röter geworden war.

„Der Herr,“ so nahm der Onkel das Wort, „hat Dich neulich auf Deiner Geige spielen hören. Er möchte Dich jetzt gern noch einmal hören.“

„Ich will aber nicht! Ich will mit den anderen Jungen spielen!“ entgegnete Karl trotzig.

„Das kannst Du ja nachher, mein Junge,“ sagte der Fremde mit kühler, ruhiger Stimme und legte seine Hand auf das blonde Vordach des Knaben. „Sieh mal, ich will heute nacht von hier abreisen, und da hätte ich keine Zeit mehr, Dich zu hören.“

Karl sah den Sprecher groß an. Was ging denn den sein Geigenpiel an? so mochte er wohl denken. Da könnte ja schließlich jeder kommen und könnte ihn vom Hofe wegholen, damit er hier zur Geige griffe! Als aber jetzt der Onkel wiederholte: „Splele uns doch etwas vor, Karl!“ da langte der Trosttopf doch nach der Geige. Mit kindlich herausfordernden Blicken sah er den Fremden an, als er den Bogen ansetzte, als nun Ton um Ton dem Instrument entquoll, bald weich und träumerisch, bald frisch, fest und lebendig.

Der Fremde aber hatte keine Augen für Karl; er sah nicht, er hörte nur. Das Haupt in die Hand gestützt, die Augen geschlossen, die Lippen fest übereinander geklemmt, so sah er, etwas vornübergebeugt, im Sessel und lauschte den Akkorden, die des Knaben Hand dem Instrument entlockte. Ebenso still sah der Onkel da, und als Karl merkte, daß ihn beide nicht störten, da blipte es in seinen Kinderaugen auf, und schneller, kräftiger ließ er den Bogen über die Saiten gleiten. Bald wendete er in einem vor ihm liegenden Notenhefte Blatt um Blatt um, bald spielte er frei aus dem Kopf, aber immer waren es köstliche, seelenvolle Töne, die er hervorzauberte. Endlich legte er den Bogen beiseite; er schien erschöpft. Wie aus tiefem Traum erwachend, sah der Fremde auf.

„Bravo!“ sagte er, „Bravissimo!“

„So,“ entgegnete Karl, „nun gehe ich aber wieder in den Hof!“

Und eins, zwei, drei war der Wildfang zur Tür hinaus. Bald hörte man vom Hofe her die jubelnde Kinderstimme, froh und hell, und aus ihr heraus hörte das schärfere Ohr den Jubel köstlicher, freudiger Kindheit. Derweil aber wurde oben im Zimmer des Onkels ein seltsamer Handel abgeschlossen. Der Fremde, ein Unternehmer, der Karl zufällig hatte spielen hören und auf ihn aufmerksam geworden war, wollte den Knaben mitnehmen und ihn in den großen Städten vor dem gebildeten Publikum auftreten lassen.

„Es ist ein Wunderkind!“ sagte er zu dem Onkel, der nach der Eltern frühem Tode den Knaben erzogen hatte.

Der Onkel nickte.

Und dann wurden sie handelsmäßig. Der Fremde Signor Rubino, bot Geld, viel Geld!

Ja, warum sollte man um solchen Preis nicht einen Menschenhandel abschließen dürfen? Topp also — es galt! —

Die Hauptperson bei der Geschichte freilich hatte man gar nicht gefragt, und so war es kein Wunder, daß besagte Hauptperson, als sie nach einigen Tagen von Signor Rubino zur Reise abgeholt werden sollte, sehr energisch protestierte und sich mit Händen und Füßen dagegen sträubte. Selbst die schönsten Bonbons des Signor und die besten Schmeicheltworte des Onkels konnten ihn nicht anderen Sinns machen.

„Ich will nicht wegfahren!“ tobte Karl. „Ich will im Hofe spielen!“

Aber schließlich mußte er doch nachgeben und, halberschöpft vom Weinen und Schreien, wurde der Kleine Blondkopf in ein Eisenbahnabteil gepackt — 1. Klasse natürlich — und vorwärts ging die Fahrt.

Bald schlief Karl in den weichen Polstern ein. Signor Rubino betrachtete ihn. Wie selig lächelte sein frisches, blühendes Gesicht im Schlaf! Gewiß träumte er von seinem Hofe, von seinen Kameraden, von seinen Kinderspielen. Und bald träumte auch Signor Rubino. Der träumte freilich von anderen Dingen: von Lorbeeren, von Beifallsfalben, von Gold, recht vielem Golde.

Im Zimmer des Onkels aber stand der alte Kreisphysikus Dr. Romberg, sah ihn mit seinen durchdringenden Augen an und sagte:

„Schämen Sie sich, Koft, daß Sie einen solchen Menschenhandel eingehen konnten! Wissen Sie, was Sie tun? Sie bringen das Kind um die schönste Zeit seines Lebens, um seine Kindheit!“

„Sollen denn aber seine Talente nicht ausgebildet werden?“ fragte der Onkel zögernd.

„Papperlapapp! Damit hat's noch lange Wege! Der Junge hat Talente, große Talente, das ist wahr, und Sie als Erzieher sind vor Gott und Menschen verpflichtet, diese Gaben auszubilden! Auszubilden, merken Sie sich das, aber nicht auszubeuten! Wenn ein Kind Talente hat, so sind allerdings die Kindheit und die Jugend dazu da, diese Talente zu fördern, aber nicht im Laufschrift, sondern hübsch langsam! Nachher, wenn dann einer erwachsen ist, hat er Zeit genug, mit seinen Gaben vor der großen Welt zu glänzen und Kapital daraus zu schlagen; er hat Zeit genug, und vor allen Dingen, er hat die Kräfte dazu! Die hat aber so ein Kind nicht, das geht meist elend zugrunde dabei! Seht Sie Euch doch an, die Wunderkinder! Wie sehen sie denn aus! Krank und bleich und übermächtig und — pah! was weiß ich! Aber das weiß ich, daß es eine Sünde und Schande ist, wenn Eltern und Vormünder ihren Kindern und Schutzbefohlenen ihre Jugend rauben; die kann ihnen nachher keiner wiedergeben! Adieu!“

Krachend fiel die Tür in das Schloß. Der Onkel aber zählte die blanken Goldstücke nach, die er von Signor Rubino erhalten hatte. Und dabei nickte er mit dem Kopfe.

Karl sollte zum ersten Male öffentlich auftreten. Er war doch besungen, als er nun vor dem tausendäugigen Publikum stand, und die Tränen wollten ihm in die Augen treten. Mein Gott! Das sah doch hier so ganz anders aus als daheim in seinem Hofe! Lauter gepuzte Herren und Damen, Hunderte von Lichtern, ein Gesumme von Stimmen, — beinahe fing Karl an zu zittern. Da stand aber auch schon Signor Rubino neben ihm, und nun machte Karl eine einstudierte, steife Verbeugung, das Publikum klatschte, und Karl hörte ganz deutlich, wie einige dicht vor ihm sitzende Damen zueinander sagten:

„Ach Gott, welch entzündendes Kind!“

Und nun nahm dieses „entzündende Kind“ seine Geige, Signor Rubino setzte sich an den Konzertflügel, um zu begleiten, und dann ging das Spiel los. Mäuschenstill wurde es im Saal; aller Augen hingen gebannt an dem Knaben, der so sicher und fest den Bogen zu führen wußte.

„Ein Wunderkind!“

So flüfterte man sich zu, als Nummer 1 des Programms zu Ende war. Und Karl hörte das wieder, und ein seltsames Gefühl kam über ihn. War er denn wirklich etwas Besseres als Peter und Frihe und Hannes, seine Kameraden daheim, die er doch so sehr geliebt hatte? Ja freilich, jetzt hatte er ein prächtiges Samtkostüm an, tadellos neu, während die anderen zu Hause mit Löchern in den Hosen herumliefen, und er spielte hier vor feinen Leuten, wo der Duft von Patschuli und Plang-Plang zu ihm aufstieg, und er bekam Beifall und Komplimente zu hören, während die zu Hause auf dem Sandhaufen spielten und höchstens einmal, wenn sie gar zu laut wurden, ein Donnerwetter des gestrengen Herrn Hausverwalters zu hören bekamen. —

Es mußte doch wohl ein Unterschied zwischen ihnen sein!

Und dann spielte Karl sein Programm weiter. Und als endlich das Konzert zu Ende war, da wollte das Beifallsklatschen nicht aufhören. Immer und immer wieder mußte Karl vortreten und steife, ungelente Verbeugungen machen.

„Ach, ein reizender Junge, wie süß!“ hörte er sagen.

Dann kam Signor Rubino zu ihm und sprach: „Du hast deine Sache vortrefflich gemacht, Carlo“ — er sagte nämlich immer „Carlo“ zu ihm — „nun müssen wir noch ein kleines Abendessen mitmachen. Herr und Frau Kommerzienrat Schulke haben uns eingeladen; die Equipage wartet draußen auf uns. So etwas kann man nicht ablehnen; komm, Carlo!“

Jetzt aber wurde Carlo rebellisch.

„Ich will aber schlafen gehen!“ rief er. „Ich will nicht essen!“  
Von der ganzen Rede des Signor hatte er nur das Wort „essen“ verstanden, alles übrige war ihm sehr gleichgültig gewesen. Und da er nicht essen wollte, so war ihm also auch das gleichgültig und — er protestierte.

„Aber, Carlo“, meinte Signor Rubino beschwichtigend, „Du kannst ja noch so lange schlafen. Du weißt ja, wir stehen hier vor zehn Uhr nicht auf, und wenn Du willst, kannst Du noch länger liegen bleiben.“

„Ich bin aber zu Hause um acht Uhr zu Bett gegangen!“  
Karl glazte damit einen großen Trumppf ausgespielt zu haben; Signor Rubino aber blieb kühl.

„Ja, zu Hause!“ sagte er, „zu Hause! Das war auch etwas anderes als hier! Hier in der Residenz lebt man anders als bei Dir daheim!“

Schließlich gab denn Karl nach, und man fuhr zu Kommerzienrat Schulke. Und da wurde nun der arme Junge mit Essen und Trinken und Süßigkeiten vollgestopft, alle Damen reichten ihm die Hand, einige kühlten ihn sogar trotz seines Sträubens, und endlich mußte er die Geige nehmen und etwas zum besten geben. Er war wie berauscht; er wußte gar nicht, was er spielte; der Bogen glitt über die Saiten wie rasend, und wie rasend klatschte man nachher Beifall.

Von Hand zu Hand wanderte Karl; alle betrachteten ihn neugierig und erstaunt wie ein Wunder, und als er endlich, lange nach Mitternacht, im Bett lag, da konnte er lange den Schlaf nicht finden. Alle seine Sinne waren fieberhaft erregt, sein Gesicht glühte, seine Pulse klopften. Das scheue Kinderauge hatte einen Blick in die große Welt getan, die ihm noch lange hätte verhüllt bleiben sollen.

Am anderen Tage brachten die Zeitungen große Besprechungen über Karls Konzert; in langen Spalten wurde er gelobt, und auch der Unternehmer wurde gelobt, der dieses „großartige Talent“ entdeckt hätte.

Signor Rubino schickte einige Blätter an den Onkel. Und der wieder zeigte die lobenden Besprechungen triumphierend dem alten Kreisphysikus. Dieser aber las und las, rückte seine goldene Brille hin und her und meinte trocken:

„Ich finde darin gar nichts, was mich freuen könnte. Das einzige, was mich gefreut hätte, wäre gewesen, wenn einer von den neunmal klugen Herren, die da so gelehrt über A-dur und C-moll abhandeln, geschrieben hätten, daß so ein dummer Junge nicht in den Konzertsaal, sondern auf den Spielplatz gehört! Und damit basta! Adieu.“

Und hinaus war er.

Einige Jahre waren vergangen. In den Anschlagssäulen von Karls Heimatstadt prangten große Plakate.

Eingeweihte aber wollten wissen, daß Carlo Kosti eigentlich Karl Kosti heiße und ein Nefse des alten Kosti sei, der früher in einer engen Straße vier Treppen hoch gewohnt habe, der aber seit etwa drei Jahren eine bessere Wohnung im eleganten Stadtviertel bezogen hatte. Das sprach sich natürlich herum, und so dauerte es gar nicht lange, bis das Hotel, in dem Karl mit Signor Rubino wohnte, von Neugierigen umlagert war, unter denen Karls frühere Spielgenossen das größte Kontingent stellten.

„Ob er uns noch kennen wird?“ fragte Peter Lange.

„Wie mag er jetzt wohl aussehen?“ flüsterte Hans Schröder.

„Ich habe ihn immer gern gehabt“, äußerte Jochen Stiller.

So schwirrten die Stimmen durcheinander. Da plötzlich stürzte der Hotelportier heraus, pfiß nach einer Droschke, und gleich darauf traten ein älterer Herr und ein blasser, bleicher, ermüdet aussehender Knabe in das Portal.

„Du, soll das der Karl sein?“ fragte Hans Schröder.

„I wo, Schafstopf! Der Karl hatte rote Backen und war freundlich und nett, aber der da sieht ja aus, als ob er morgen sterben wollte, und der hat für uns keine Augen!“ entgegnete Peter Lange.

„Aber Peter“, meinte Hans wieder, „s ist doch der Karl Kosti! Ich kenne ihn an der Narbe am Kinn! Weißt Du noch, da ist er mal beim Schlittensfahren vom Schlitten gestürzt und gegen einen Pressstein geschlagen.“

„Ach Hans“, entgegnete Peter, „Du bist doch zu dumm! Diese Zierpuppe da sollte Karl sein?“

„Ja, ja, er ist es doch!“

„Na, das wollen wir gleich mal sehen!“ sagte Peter entschlossen, trat an den bleichen, auf die Droschke wartenden Knaben heran, bot ihm die Hand und sprach:

„Guten Tag, Karl!“

Erstaunt ließ der Angeredete seine großen, müden Augen über die verwildert aussehende Knabengestalt Peters hinschweifen. Statt seiner antwortete der fremde Mann:

„Was willst Du, Burche? Signor Carlo Kosti ist kein Umgang für Dich!“

Peter aber stemmte die Arme in die Seite und meinte:

„Na, ich werde doch einen alten Spielkameraden begrüßen dürfen!“

In diesem Augenblick fuhr die Droschke vor; die beiden stiegen ein, und dahin ging die Fahrt. Kein Wort hatte der fremde Knabe gesprochen, nur hochmütig hatte er die Achseln gezuckt und Peter angesehen, als habe er sagen wollen: „Wer bist Du, daß ich mich mit Dir gemein machen sollte?“

Peter aber brummte:

„Mit dem spiele ich in meinem Leben nicht wieder; das ist eine falsche Kasse geworden!“

Mittlerweile war die Droschke in einer Straße der Vorstadt angelangt. Vor einem hübschen Hause hielt der Wagen still. Die beiden stiegen aus, gingen zwei Treppen hinauf und standen vor einer Tür.

„G. Kosti, Rentier.“ So stand daran.

Die Tür wurde, nachdem man geklingelt hatte, geöffnet, und gleich darauf standen sich Onkel und Nefse gegenüber. Aus dem Zügen des Onkels sprach doch eine leise Bestürzung, als er Karls eiskalte Hand erfaßte und die zarte, franke Gestalt vor sich sah. War das der frohe, muntere Knabe, der vor etwa vier Jahren von hier abgereist war, auf dessen Wangen damals Gesundheit und Frohsinn getronnen hatten? Dieser blasse, frühreife Knabe, im dessen Augen ein unheimlicher Glanz loderte, aus dessen Zügen eine schleichende Krankheit sprach, war das denn wirklich dasselbe lebensfrohe, übermütige Kind, dessen helle Stimme ihm noch heute in den Ohren klang?

Endlich sagte sich der Onkel und sagte:

„Ich freue mich, Dich wiederzusehen, Karl! Wie geht es Dir?“

„Ich danke, gut.“

„Gefällt Dir das Reisen?“

„O ja, sehr gut.“

„Nächstens willst Du, wie ich gehört habe, nach St. Petersburg?“

„Zatwohl.“

Der Knabe machte eine ungeduldige Bewegung mit der Hand. Aber der Onkel bemerkte es nicht.

„Wie lange wirst Du denn dort bleiben?“ fragte er wieder. Da fuhr Karl fast heftig auf:

„Ich bitte Dich, lieber Onkel, nicht so viel zu fragen. Das macht mich nervös!“

Und Signor Rubino warf ein:

„Signor Carlo ist etwas leidend. Man muß schonungsvoll mit ihm umgehen.“

Schüchtern entgegnete der Onkel:

„Dann schiene es mir aber doch das beste, wenn mein Nefse eine Zeitlang überhaupt keine Konzerte gäbe, sondern sich gehörig ausruhte.“

„Das verstehst Du nicht, Onkel“, antwortete Karl und fuhr sich mit der schmalen, durchsichtigen Hand über die Stirn. „Ein Künstler wie ich hat keine Ruhe, darf keine Ruhe haben, sonst geht man über ihn zur Tagesordnung über.“

„Aber wenn Du krank bist?“

„Ich bin nicht krank, nur nervös, furchtbar nervös! Es wird darum auch besser sein, Onkel, wenn Du nichts mehr sprichst; das Sprechen macht mich erst recht nervös!“

Der Onkel nickte.

Ein großes Schweigen entstand. Karl stützte den Kopf in die Hand, während der Onkel ihn bedauernd ansah. Sollte damals der alte Kreisphysikus doch recht gehabt haben?

Nach einer Weile erhob sich Karl.

„Wir müssen gehen“, sagte er zu Signor Rubino, „ich habe noch einige Nummern durchzuspielen.“

Dann trat er auf den Onkel zu und bot ihm die Hand.

„Nimm es nicht übel“, sprach er, „wenn ich so schweigsam bin; aber meine Nervosität — mein Gott, mit der muß man eben rechnen!“

Dann wandte er sich zum Gehen. In der Tür fragte er noch: „Du kommst doch zu meinem Konzert, Onkel? Ich spiele zwar lauter schwerverständliche Sachen, von Beuztempo, Rode und anderen, — aber — nun ja, du wirst doch kommen?“

Der Onkel nickte.

„Ich komme lieber Karl.“

Signor Rubino und Karl gingen. Unten wartete die Droschke noch, sie stiegen ein und fuhren zum Hotel zurück.

Da aber standen die Jungen noch immer; sie hatten entschieden viel Geduld und wenig zu tun. Sie hatten sich inzwischen vom Portier die völlige Gewißheit verschafft, daß Carlo Kosti in der Tat Karl Kosti heiße, und nun wollten sie den alten Spielkameraden begrüßen. Als Karl ausstieg, drängten sie sich an ihn heran, der aber ging ihnen schein aus dem Wege.

„Fi donc“, sagte er zu Signor Rubino, „diese Galunken!“

Und schnell schritt er in das Portal des Hotels. Draußen aber standen die Jungen und sahen sich verwundert an.

„Er spricht französisch!“ meinte Peter.

„Er ist sehr gelehrt geworden!“ bestätigte Hans.

„Aber von uns will er nichts mehr wissen, die falsche Kasse!“ grollte Peter.

Der Abend war gekommen.

Gedrängt voll war der Konzertsaal. Die Haute-Volée des Ortes wollte es sich nicht nehmen lassen, ihren berühmten Landsmann, das Wunderkind, Karl Kosti, zu hören. Seine Kunst sollte ja geradezu eine phänomenale sein! Und so etwas durfte man sich natürlich nicht entgehen lassen. Aber als nun Karl auf das Podium trat, sah man ihn verwundernd und bedauernd an.

„Der arme Junge“, hieß es, „er sieht so krank aus!“

„So überangestrengt!“

„Er sollte sich schonen!“ flüsterte eine Dame ihrem Nachbar zu.

Dieser aber — es war kein anderer als der Kreisphysikus Dr. Romberg — entgegnete:

„Er hätte gespart werden sollen, meine Gnädigste! Jetzt ist da nichts mehr zu schonen! Das sind hippokratische Züge, und wenn man mich morgen etwa zu ihm rufen würde, so würde ich nicht vergessen, ein Totenscheinformular in die Tasche zu stecken.“

Erzählend sah ihn die Dame an; er aber schwieg und sagte kein Wort mehr. Und nun fing der jugendliche Geiger an zu spielen. Den Blick auf sein Instrument gerichtet, stand er da und entlockte seiner Geige weiche, wehmütige Töne. In der Tat, es war nicht zu leugnen: das war Musik, echte, wirkliche Musik! Das waren keine Dilettantenkunststücke, kein eingelernter Parade-Tram, sondern in diesen Tönen lag die Offenbarung des Genies. Entzückt lauschten alle dem wundersamen Spiele des Knaben, der so ruhig und sicher weiterspielte und seine ganze Umgebung vergessen zu haben schien. Es war eine Paraphrase über ein deutsches Lied, was er spielte; hin und wieder klang das Thema durch, bis es am Schlusse voll angegeben wurde. Und hier stand der zwölfjährige Künstler auf dem Höhepunkte seines Könnens. Diese Musik war eine Sprache, die aus dem tiefsten Herzen kam; diese Melodie griff auch wieder an die Herzen der Zuhörer:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit  
Klingt ein Lied mir immerdar.  
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,  
Was mein einst war!“

Mit einem schrillen Ton brach plötzlich der Künstler ab. Und dann raste sein Bogen wild über die Saiten, zügellos, ohne Takt, ohne Harmonie —

Erstaunt sahen sich die Zuhörer an. Sie sahen, wie Signor Rubino bestürzt vom Klavier aufstand und an Karl herantrat.

„Was machen Sie denn, Signor Carlo?“ fragte er, „die Nummer ist ja zu Ende!“

Der Geiger hörte nicht; er spielte weiter, ebenso rasend, ohne Rhythmus, wilde schreiende Mißakkorde.

„Sie müssen aufhören, Signor Carlo,“ flüsternte Rubino. „Das Publikum wird ungeduldig! Man sieht, man stampft mit den Füßen! Sie lassen ja die entsetzlichen Disharmonien hören!“

Aber jener hörte nicht auf.

Das Publikum zischte.

„Will er uns zum besten haben?“

„Virtuosenwahnsinn!“

So klangen einige Rufe. Signor Rubino versuchte, dem Knaben die Geige zu entreißen. Er griff nach dem Instrument, aber im selben Augenblick sauste, von der Hand des jungen Künstlers geführt, die Geige auf seinen Kopf nieder, so daß sie in tausend Splitter zerbrach und Rubino halb benutzlos zurücktaumelte.

Ein Angstrufen entstand im Publikum. Da sprang ein alter Herr auf das Podium; es war der Kreisphysikus Dr. Romberg. Er eilte auf Karl zu, der erschöpft in einen Sessel gesunken war.

Man folgte allen Bewegungen des Arztes.

„Ich bitte,“ sagte Dr. Romberg, nachdem er Karls Puls gefühlt hatte, „daß Sie sich geräuschlos entfernen. Der Geiger Karl Most ist plötzlich irrsinnig geworden!“

Noch an demselben Abend brachte man Karl in eine Irrenanstalt. Und nach ganz kurzer Zeit ist er hier gestorben, gestorben in der Nacht des Wahnsinns.

Man hat dem Wunderkind einen prächtigen Leichenstein gesetzt. Als ob der eine Entschädigung wäre für das verlorene Leben! Aber in Karls Heimat spricht man noch immer viel von dem großen Geiger Karl Most, und manche Eltern wünschen, daß ihre Kinder auch solche Wunderkinder werden möchten.

„Die Narren!“ sagt Dr. Romberg, wenn er so etwas hört.

## Ueber Kautschuk.

Die Chemie hat bedeutende Wandlungen im Wirtschaftsleben der Völker bewirkt, deren Kultur wesentlich beeinflusst und kann wohl neben der Elektrotechnik ihren Platz behaupten. Hat letztere auch in verhältnismäßig kurzer Zeit durch ihre Fortschritte ungeahnte Umwälzungen erzielt, so erobert wiederum die chemische Wissenschaft auf exakter und systematischer Grundlage schrittweise ein immer weiteres und verheißungsvolleres Gebiet.

Bekannt ist u. a. die künstliche Erzeugung des Indigoblau aus chemisch-synthetischem Wege aus den Produkten der Steinkohlendestillation; und ebenso wird die Tragweite des Umstandes gewürdigt, daß das ehemals breite Volksschichten ökonomisch erhaltende Naturprodukt nunmehr durch das billige, aber völlig gleichwertige synthetische Indigo vom Weltmarkt verdrängt worden ist.

Ein nicht minder hervorragendes Problem der chemischen Technik bildet zurzeit die künstliche Herstellung des Kautschuks. Das Rohprodukt findet sich in allen Milchsaft führenden Pflanzen, in größerer Menge jedoch nur in den tropischen und subtropischen Arten, insbesondere in Brasilien, Indien und Afrika. Der Stamm der Bäume wird ange schnitten; dann sammelt man den ausfließenden Milchsaft und streicht ihn auf löcherne kegelförmige Formen, die über dem Feuer getrocknet werden. Wenn die aufgetragene Schicht fest geworden ist,

wird neuerdings Milchsaft aufgetragen und die gleiche Behandlung mit frischen Portionen fortgesetzt. Zum Schluß zerschlägt man das Tongefäß und schneidet die Kautschuschicht ab. Das beste im Handel vorkommende Produkt ist der brasilianische Parakautschuk, welcher aus den Federharzbäumen (*siphonia elastica*) gewonnen wird.

Die vielseitige Verwendung des Kautschuks in der elektrischen, Automobil-, Fahrzeug-, Maschinen- und sonstigen Industrie ist auf ungeheuer große Mengen des Produkts angewiesen und stets gewiß zu den natürlichen Vorräten in einem krassen Mißverhältnisse. Die Erschöpfung der Vorräte, mit welcher einmal gerechnet werden müßte, verkehrt die verschiedenen Interessengruppen in eine gewisse Unruhe. Um den Zeitpunkt einer Krise in möglichst weite Ferne zu rücken, erzeugt man zum Teil Surrogate und arbeitet andererseits die gebrauchten Kautschukrückstände zu einem gebrauchsfähigen Material wieder auf. Die Ersatzstoffe wie das lesterwähnte Material (Regeneral) sind billiger, jedoch in der Qualität minderwertiger als der ursprüngliche natürliche Kautschuk. So wollen auch die Klagen darüber seitens der Konsumenten nicht verstummen.

Nicht müßig verhält sich bei dieser Sachlage die moderne Chemie. Mit regem Eifer hat sie die schon Jahre zurückliegenden Forschungen auf dem Gebiete des Kautschuks wieder aufgenommen; und es ist begründete Aussicht vorhanden, daß auf dem Markte sich bald ein künstlich hergestellter synthetischer Kautschuk einstellt, der dem natürlichen Produkte gleichwertig ist und sich auch durch Billigkeit empfiehlt. Eine unserer ersten chemischen Fabriken hat Millionen Mark für diese Zwecke angelegt, und die experimentellen Arbeiten schreiten zielbewußt vorwärts.

Ähnlich wie beim Indigo war durch mühevolle analytische Untersuchungen die chemische Konstitution des Kautschuks, der Aufbau seines Moleküls aus den einzelnen Atomen, zu studieren und zu ermitteln. Die Zusammensetzung entspricht, gemäß den Feststellungen, dem Vielfachen einer Gruppe von zehn Kohlenstoff- und sechzehn Wasserstoffatomen. Kohlenstoff und Wasserstoff lassen sich in einfachere Stoffe nicht mehr zerlegen und werden in der Chemie Elemente genannt. Atome sind die kleinsten Teilchen der Elemente und vereinigen sich zu den sogenannten Molekülen, d. i. den kleinsten Teilchen der zusammengesetzten Stoffe. Das Molekül des Kautschuks ist ein Kohlenwasserstoff, der durch Verbielfachung (Polymerisation) der bezeichneten Gruppe entstanden ist (C<sub>10</sub>H<sub>16</sub>). Wir haben es also mit einer chemischen Verbindung zu tun, deren künstliche Nachbildung aus leicht erhältlichen Ausgangsmaterialien in technisch befriedigender Weise erfolgen soll. Dabei geht man in der Regel von einfach zusammengesetzten Verbindungen aus und gelangt durch Aufbau, durch die Synthese, zu den komplizierteren Endprodukten.

Die bisherigen Synthesen gingen von einfachen Kohlenwasserstoffen aus, die durch verschiedene Mittel in die hochmolekularen kautschukartigen Massen verwandelt wurden. Meistens sind die Verfahren zu Patent angemeldet worden, da deren rentable Verwertung nicht ausgeschlossen ist. Diese einfachen und bei verschiedenen Methoden in Frage kommenden Kohlenwasserstoffe sind hauptsächlich Styren und Dihydropentyl. Die Verbielfachung dieser Stoffe zum Kautschukmolekül geschieht dadurch, daß man zur Beförderung des chemischen Prozesses fremde Körper hinzusetzt, die jedoch an dem chemischen Aufbau selbst mit ihrem Moleküle nicht beteiligt sind. Der Chemiker drückt sich aus, daß diese Körper „Katalysator“ wirken. Ähnlich können übrigens auch physikalische Faktoren, wie Wärme und Licht, zur Katalyse herangezogen werden.

Die erwähnten Patente wurden von Harries, der Badischen Anilin- und Soda-Fabrik und den Elberfelder Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer u. Co. angemeldet. An der billigeren Darstellung der Ausgangsmaterialien wird noch emsig gearbeitet. Zudem kommen noch Verfahren zur Herstellung des künstlichen Kautschuks in Frage, die vorläufig geheim gehalten werden. Auf der Londoner Gummi-Ausstellung war ein Produkt zu sehen, dessen Erzeugung nur dem Aussteller bekannt war.

Uebrigens hat es den Anschein, daß aussichtsvolle Kautschuk-synthesen neben den bisher bekannten vorbereitet werden; und so dürfte denn bald in der Öffentlichkeit von neuen überraschenden Erregenschaften zu hören sein.

E. J.

## Kleines feuilleton.

### Geologisches.

Australische Höhlen. In Westaustralien, das sonst wesentlich nur wegen seiner großen Goldschätze berühmt ist und im übrigen größtenteils aus einer ganz unwirtlichen Wüste besteht, hat eine neue Naturmerkwürdigkeit durch die Entdeckung großer Kalksteinhöhlen erhalten. Sie liegen an der Südwestküste des Staates und wurden schon vor einigen Jahren aufgefunden, sind aber erst jetzt in ihrer ganzen Ausdehnung und Bedeutung erkannt worden. Bisher waren die Xenolan-Höhlen in Neusüdwales die bekanntesten in Australien, sie werden aber durch die zuletzt entdeckte Höhle Westaustraliens weit übertroffen. Diese enthält zwei mächtige Räume. Die bisherige Erforschung ist nur sehr oberflächlich gewesen und es wird erwartet, daß die Höhlen an Umfang und Schönheit sich als noch viel hervorragender herausstellen werden als man schon jetzt annehmen darf.